

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 20 (1926)
Heft: 2

Rubrik: Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rundschau

Das Reich Christi und das Papsttum. Es war zu erwarten, dass die römische Kirche auf Stockholm eine Antwort geben werde. Als das Wesentlichste an Stockholm betrachte ich noch immer die Proklamierung des Anspruches und Glaubens, dass alle Wirklichkeit, auch die des sozialen Lebens (im weitesten Sinne des Wortes) nicht nur des individuellen, dem Gesetz und Willen Gottes gehorchen müsse. Es ist, um das alte Wort zu brauchen, die Theokratie oder Christokratie,¹⁾ die damit wieder in den Mittelpunkt des Christentums tritt und die heute in der Gestalt der Hoffnung auf das zur Erde kommende Reich Gottes (oder Christi) erscheint. Dass dies einen Umschwung von unübersehbarer Tragweite und zugleich einen der grossen Rückgänge zum Ursprünglichen, worin Revolutionen ja zum grossen Teil bestehen, bedeutet, ist in diesen Heften oft genug gezeigt worden.

Und nun hat die römische Kirche wirklich geantwortet und zwar vorläufig durch die Einsetzung eines neuen Festes, das der Königsherrschaft Christi über alle Wirklichkeit gewidmet ist. Das Fest soll am letzten Sonntag des Oktober, unmittelbar vor Allerseelen und Allerheiligen, aber auch in der nächsten Nähe des sogenannten Reformationsfestes, stattfinden. Ob man im Vatikan an diesen Umstand gedacht und vielleicht gar mit Rücksicht darauf den Zeitpunkt für das neue Fest gewählt hat? Seine Einsetzung bildete den Abschluss des sogenannten heiligen Jahres, das, so viel ich weiss, der Erinnerung an das Konzil von Nicäa vom Jahre 325 gewidmet war. Die neue Einrichtung wird durch eine sogenannte Enzyklika (d. h. ein Rundschreiben) in lateinischer Sprache dem Klerus mitgeteilt.

Der Papst (es ist bekanntlich Pius der Elste) geht von der Absicht aus, „die letzten Ursachen der Nöte zu verfolgen, von denen er unser Geschlecht bedrückt und bedrängt sieht.“ Er wiederholt die Erklärung einer früheren Enzyklika, „dass nicht nur die Ueberflutung durch diese Uebel sich deshalb über den Erdkreis ergossen, weil die Mehrzahl der Menschen Jesus Christus und sein heiligstes Gesetz sowohl aus ihrem individuellen Leben als aus der häuslichen Gemeinschaft und dem öffentlichen Wesen entfernt hätten, sondern dass auch niemals die sichere Hoffnung auf einen dauernden Frieden unter den Völkern aufglänzen werde, so lange sowohl die einzelnen Menschen als auch die Staaten die Herrschaft unseres Erlösers verleugneten und zurückwiesen.“ Nur der „Friede Christi im Reiche Christi“ (pax Christi in regno Christi) vermöge dies zu schaffen. Dann geht er unter Berufung auf das heilige Jahr daran, diese Königsherrschaft Christi zu verkündigen und stützt seine Erklärung sowohl auf einen biblischen Beweis, der die klassischen Stellen des Alten und Neuen Testaments über das Königstum Christi anführt, als auch auf einen dogmatischen, der vor allem jene Lehre von der Gottmenschheit Christi benutzt, die durch das Konzil von Nicäa einst festgelegt worden ist. Von hier geht es dann weiter zu einem in der feierlich antiken Form doch modernen Gedankengang. Jesus Christus ist nicht bloss der Erlöser, an den wir glauben, sondern auch der Gesetzgeber, dem wir gehorchen sollen. Dieses Herrschaftsgebiet Christi hat bloss das Reich Satans gegen sich, schliesst aber selbst alle übrige Wirklichkeit ein. Das ist der entscheidende Punkt, wo sich nun Rom mit Stockholm berührt und wo, anders gewendet, der „Statthalter Christi“ Wahrheiten ausspricht, die das eiserne Inventar der religiös-sozialen Bewegung bilden. „Es irrt schmählich,“ erklärt er, „wer irgend ein Gebiet des bürgerlichen Lebens der Herrschaft Christi entziehen will, da dieser doch

¹⁾ Gottesherrschaft, Christusherrschaft.

vom Vater her das unbedingteste Recht auf alle erschaffenen Dinge in dem Sinne inne hat, dass alles in seinen Willen gelegt ist.“ „Es besteht nicht der geringste Unterschied zwischen den individuellen Ueberzeugungen in Bezug auf diese Sache und den familiären und bürgerlichen, weil die Menschen als gesellschaftlich Verbundene deshalb nicht weniger in der Gewalt Christi sind, als die Einzelnen; denn die Quelle des privaten und des öffentlichen Heiles ist wahrlich die gleiche: Es ist in keinem Andern das Heil und ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darin sie könnten gerettet werden — der gleiche auch der Urheber des Gedeihens für den einzelnen Bürger und das gemeine Wesen und ihrer verschwisterten Wohlfahrt: Denn [sagt Augustinus] nicht kommt von dem einen Ort dem Gemeinwesen, von einem andern dem Einzelnen die Seligkeit, da ja ein Gemeinwesen nichts anderes ist, als eine geeinigte Vielheit vom Einzelnen.“ Alles, wie gesagt, Formeln, die von einem Religiös-Sozialen stammen könnten.

Soweit besteht also auch vollkommene Einheit zwischen Rom und Stockholm. Wo beginnt der Unterschied? Er beginnt dort, wo der Papst auseinandersetzt, dass diese Wahrheit dem katholischen Volke besser durch ein Fest mit seiner Anschaulichkeit als durch noch so ernste und lehrhafte kirchliche Dokumente eindrücklich gemacht werde. Hier zeigt sich die Tendenz auf Veräusserlichung, Sichtbarmachung der Wahrheit, die dem Katholizismus eignet und über deren Wert oder Unwert hier nicht geurteilt werden soll. Aber noch tiefer greift der Gegensatz. Der Anspruch Christi verwandelt sich für die Enzyklika unter der Hand und fast von selbst, übrigens nicht in grober Form, in einem Anspruch der Kirche. Sie ist das Organ und doch wohl auch der Hauptschauplatz der Herrschaft Christi. Für einen Protestantismus, der seinem Prinzip treu bleibt, ist aber das Organ der Gottesherrschaft der frei waltende Geist Gottes und ihre Verwirklichungsform die Welt, d. h. die erlöste Schöpfung Gottes. Dieser Unterschied schliesst freilich nicht aus, dass sich beide Denkweisen auf weiten Lebensgebieten z. B. in der Friedensbewegung, aber auch in sozialen Dingen (im engeren Sinne) begegnen und verständigen können.

Wenn man Stockholm etwas konkreter nimmt und nicht rein im Sinne des protestantischen Prinzips versteht, und die Formeln etwas vereinfacht, so kann man vielleicht auch sagen: Rom vertritt die Königsherrschaft Christi in Form der Kirche, Stockholm halb in Form der Kirchen, halb in Form der Welt. Es gibt aber eine dritte Form, und sie allein scheint mir dem Sinn der Bibel zu entsprechen: die Königsherrschaft Christi in Form der durch Christus verwandelten Welt. Das ist unser Ziel und Weg. Ich nenne das die laienhafte Form der Sache Christi, während die Enzyklika sich mit besonderem Nachdruck gegen den sogenannten Laizismus wendet. Darunter versteht sie freilich etwas ganz anderes als ich, nämlich die Verweltlichung der Kultur im Sinne einer Abwendung von Gott, während für mich die Laienform der Sache Christi umgekehrt gerade die Frucht einer neuen Zuwendung zu Gott, eines neuen Waltens seines Geistes wäre; trotzdem weist der Unterschied in der Redeweise auf einen solchen des Denkens hin.

Auf alle Fälle stellt uns die Tatsache dieses Gegenstosses Roms zu Stockholm (der sich selbstverständlich nicht auf die Einsetzung des neuen Festes beschränken wird) vor Perspektiven, die heute wohl noch kein Mensch zu übersehen vermag. Die zu Nicäa intellektuell — dogmatisch festgestellte Gottmenschheit Christi will sich praktisch zu einer gottmenschlichen Welt erweitern. Das glauben Stockholm und Rom, das glauben auch wir.

Politische Umschau. Es ist wieder eine Reihe von politischen Ereignissen zu verzeichnen, welche die Welt aufgeregt haben und die eine gewisse symptomatische Bedeutung besitzen. Sie stehen untereinander in einem innern Zu-

sammenhang und beleuchten, zum Teil schlaglichtartig, den Zustand Europas und der Welt.

1. Die riesige Skandalgeschichte der ungarischen Notenfallschung deckt die erschreckenden Abgründe auf, in denen unter der Oberfläche der europäischen Politik sich Bestrebungen entwickeln, die, zur Reife gediehen, in furchtbaren Explosionen sich entladen und die Welt aufs neue in Brand setzen würden. Man musste ja immer annehmen, dass über Mitteleuropa, speziell Bayern, Oesterreich, die Tschechoslowakei und Ungarn, ganz besonders dieses, die Reaktion ein unsichtbares Netz von Intrigen spanne. Nun ist dieses aufgedeckt, Gott sei Dank, und damit wieder einmal eine schwere Gefahr abgewendet. Auch die Enthüllung des Geistes einer gewissen ungarischen Kaste vor der ganzen Welt wird man als Gewinn betrachten dürfen. Der Anlass hat freilich wieder gezeigt, was für Geister der Krieg und das, was auf ihn folgte, überall geweckt und gezüchtet hat und man wird gut tun, diesen ganzen moralischen Tatbestand nicht zu vergessen. Allerdings auch das Andere nicht, dass der Friedensvertrag speziell in jenem Teil Mitteleuropas Ungerechtigkeiten, ja Ungeheuerlichkeiten angehäuft hat, die solche Früchte zeitigen können und dass man jene irgendwie beseitigen muss, wenn es dort zu Frieden und neuem Leben kommen soll. Was speziell Ungarn auch selbst gesündigt haben mag, so scheint mir doch klar, dass die jetzige Zerreissung des Magyarentums und Verstümmelung Ungarns ein unerträglicher Zustand sei.

2. Eine der ganz grossen und fast unbegreiflichen Sünden des Friedensvertrages von Versailles war die Abtrennung des deutschen Südtirols von Oesterreich und seine Vereinigung mit Italien. Ich bin sicher; dass Wilson, wenn er gewusst hätte, um was es sich handle, um keinen Preis dieser Gewalttat zugestimmt hätte. Aber er besass als Amerikaner andere Massstäbe als wir. Was ist dem Amerikaner, den eine Tag- und Nachtfahrt im rasenden Schnellzug vom Atlantischen Ozean noch kaum an die Westgrenze von Neu-England führt, ein Streifen Landes mit noch lange nicht so viel Einwohnern, als irgend eine der vielen Vorstädte oder Teilstädte von New-York zählt? Wilson hat wohl nie von Andreas Hofer und Peter Mayr gehört, jedenfalls nie das „Zu Mantua in Banden“ gesungen, er hat nicht gewusst, was Tirol für uns alle und erst recht für die Oesterreicher bedeutet. Wer auch nur einmal im fruchtreichen Herbst das Etschtal hinunter gewandert ist, dort unter schon südlichem Himmel diese urdeutsche und so sehr liebenswerte Bevölkerung kennen gelernt hat und vor dem Standbild Walthers von der Vogelweide auf dem Domplatz zu Bozen gestanden ist (es stammt meines Wissens von dem gleichen Meister, wie unser Zwinglistandbild in Zürich und hat einen ähnlichen Stil), der kann sich nicht leicht darin finden, dass dieses Land nun von seiner nördlichen Bruderhälfte losgetrennt und italienisch sein soll. Das sage ich als Einer, der zwar nicht Mussolini, aber Italien und das italienische Volk innig liebt und auch nicht Walther von der Vogelweide Dante gleichstellt, freilich auch einen Vergleich zwischen den beiden für verkehrt hält, als Einer, der sowohl die staatliche Zugehörigkeit, als auch die Unterschiede von Sprache und sogenannter Rasse nicht allzuwichtig nimmt, dem aber gerade darum eine tyrannische Unterdrückung von Sprache und Volkstum doppelt als Unrecht und Torheit vorkommt.

Ueber dieses wunderbare, einst so sonnig frohe, nun von den Dämonen des Streites und der Unterdrückung beschattete Land hinweg ist der Wortwechsel zwischen Mussolini und Stresemann und der ihn begleitende Chorus gegangen. Die Reden Mussolinis, besonders die erste, haben das Gute, dass sie das wahre Gesicht dieses Mannes der ganzen Welt enthüllten, sie haben auch das andere Gute, dass sie gewissen alddeutschen Elementen zeigen, wie schön das Evangelium der Gewalt klingt, wenn man es

nicht selber predigt, sondern von andern gepredigt — und dazu gegen einen selbst angewendet — bekommt. Und noch mehr Gutes ist dabei. Es wird wohl Deutsche (und andere) geben, die sagen: „Wenn die Deutschen noch ihr früheres Heer nätten, dann dürfte kein Mussolini ihnen ungestraft so kommen!“ Wohl, aber ich frage: Was hat es Deutschland geschadet, dass Mussolini ihm so gekommen ist? Ist nicht er selbst der Besiegte? Fällt die Schande nicht auf ihn? Hätte eine militärische Aktion gegen Italien ihn gründlicher geschlagen als die einfache Rede Stresemanns? Zeigt nicht dieser Anlass, dass ein neuer Ehrbegriff uns weitaus besser schützt als Kanonen und Flugzeuge?

3. In dem Augenblicke, wo alle Welt (einige Gewaltgläubige und wilde Deutschenhasser ausgenommen) in der Verurteilung Mussolinis einig ist, hat der schweizerische Nationalrat aus Angst vor ihm nicht einmal gewagt, eine Diskussion über die Interpellation im Fall Tonello zuzulassen. So gross ist die moralische Tapferkeit der Enkel der Helden von St. Jakob und Marignano! Wir haben ein Heer, von dessen wirklichen und möglichen Leistungen für den Schutz unserer Unabhängigkeit unsere bürgerlichen Politiker, Motta mit Scheurer voran, nicht genug zu rühmen wissen, aber wir verkriechen uns vor jeder Unverschämtheit eines Mächtigen in ein Mauseloch. Der Zusammenhang ist klar: wir klammern uns an das Heer aus Mangel an Mut. Auch uns würde mehr Mut und eine neue Ehre mehr helfen als Maschinengewehre.

Was die so wenig ehrenvolle Affaire im übrigen betrifft, so reiht sie sich an die leider nicht kleine Zahl der Feigheiten und Liebedienereien gegenüber den Ansprüchen Mächtiger, von denen die schweizerische Geschichte auf ihren traurigsten Blättern erzählt. Gewiss hat Tonello gegen Mussolini Starkes gesagt, ihn, wie es scheint „Mörder“ und „Judas“ genannt. Aber hatte er dazu nicht allen Grund? Und ist der Faschismus nicht eine internationale Angelegenheit? Wo ist man übrigens je eingeschritten, wenn bei uns gegen Soviet-Russland ganz ähnliche Dinge geschrieben wurden, und dies jahrelang, und auch nicht nur von Schweizern? Ich liebe die Soviet-Politiker so wenig als Mussolini, aber was dem Einen recht ist, das ist dem Andern billig; wenn man gegen den Bolschewismus alle Federn und Zungen vollkommen frei walten lässt, aber dreinfährt, wo sich eine gegen den Faschismus wendet, da geschieht es eben aus Parteimotiven, weil man jenen hasst und mit diesem heimlich sympathisiert. Ich will mich im übrigen auf den Fall nicht näher einlassen. Bundesrat Mottas Argumentation ist so schwach als nur möglich, fast an keinem Punkte beweiskräftig. Dass es eine offenkundige Rechtsverletzung und Bedrohung der freien Presse ist, wenn man einen Hauptmitarbeiter kurzerhand zum Redaktor einer Zeitung und für die Zeitung verantwortlich macht, liegt auf der Hand. Noch wichtiger aber scheint mir ein anderer Gesichtspunkt: Ist die Bekämpfung einer Macht, wie der Faschismus eine ist, einer aller Demokratie totfeindlichen Macht, nicht auch eine spezifisch schweizerische Aufgabe? Geht es da nicht um unser eigenes Lebensrecht? Dürfen, sollen wir uns für dieses nicht einsetzen, auch unter grossem Risiko, so wie wir uns einst gegen Feudalismus und fürstlichen Despotismus einsetzten? Wenn nicht, werden wir dann nicht moralisch untergehen? Kann ein Volk, das nichts mehr für seine Sache wagt, leben? Ist blosse Neutralität nicht Tod, Selbstmord?

4. Der Feigheit gegenüber Mussolini entsprach die Anmassung gegen Lenin, einfach, weil dieser weit weg war und man meinte, den Bolschewismus als quantité négligeable betrachten zu dürfen, während man ihn (an solche Widersprüche ist man beim heutigen Geschlecht von Schweizern nachgerade gewöhnt) Tag und Nacht fürchtete. Unsere Politiker, die freilich am Stammtisch und im Leibblatt den Bolschewismus spielend vernichteten (um, wie gesagt, immer wieder vor ihm zu zittern), glaubten sich erlauben zu dürfen, ein Riesenreich wie Russland verächtlich zu behandeln. Das entsprach freilich der

Mentalität und dem Horizont eines Häberlin, aber nicht der Wirklichkeit und dafür haben wir nun die Zeche zu bezahlen, die unter Umständen sehr hoch zu stehen kommt. Die Folge dieser Haltung war die Ermordung und Freisprechung W o r o w s k y s. Daran hat also das ganze Volk, hat besonders auch der Bundesrat moralische Mitschuld gehabt. Und nun geht der Schatten W o r o w s k y s um. Nun zeigt es sich, dass wir nicht auf Schweizerboden ungestraft einen Meuchelmord begehen lassen dürfen. Und nun gälte es, einfach S ü h n e zu leisten. Sollte diese Sühne sogar D e m ü t i g u n g mit sich bringen, so gehört wohl Demütigung zu jeder richtigen Sühne. Hat Frank Thomas, der Genfer Evangelist, diese Elemente eines religiösen und ethischen Denkens ganz vergessen, als er in einer Genfer Versammlung als Redner mitwirkte, um den Bundesrat im Namen der „Würde“ des Landes gegen Russland steif zu machen? Ueberhaupt diese Versammlungen in Lausanne und Genf unter der Anführung eines der Männer, die unser Land geschädigt haben wie Wenige, jenes leider erfolgreichen Verteidigers des Meuchelmörders von Lausanne! Diese Welschen sind zum Teil so weit gegangen, den Austritt der Schweiz aus dem Völkerbund einer sogenannten Demütigung von Russland vorzuziehen! Kann man sich eine wahnsinnigere reaktionäre Verblendung denken? Nein, nicht nur für jeden, der die Schweiz als sein Vaterland lieb hat, und der nicht von reaktionärer Wut berauscht ist, auch für jeden, der einfach der ewigen sittlichen Wahrheit die Ehre gibt, liegt klar am Tage: Wir haben Russland Sühne zu leisten für ungestraften Meuchelmord, haben unser tiefstes Bedauern über jene Tat und jenes Urteil auszusprechen, haben der Tochter des Gemeuchelten eine Pension zu zahlen. Das alles ganz und gar ohne zu fragen, was Russland selbst gegen uns und andere gesündigt hat. Wir haben u n s e r e Schuld zu sühnen, u n s e r Unrecht gut zu machen (so weit dies noch möglich ist), wenn Russland die seinigen nicht gut macht, desto schlimmer für es! Es ist unwürdig, wenn wir versuchen, diese Pension an die Tochter des Gemordeten zu einem Marktobjekt zu machen, indem wir dafür russische Kompensationen heraus schlagen wollen. Dieses Vorgehen erinnert an die schlimmsten Erfahrungen mit dem point d'argent, point de Suisse. Und endlich: wenn wir Schweizer uns vornehm sträuben, die heutige russische Regierung, sie mag uns gefallen oder nicht (war denn der Zarismus etwas besonders Demokratisches und Unschuldiges?), de jure anzuerkennen, während Deutschland, England, die Tschechoslowakei, Schweden und andere es getan haben, Amerika es erwägt und wir eines Tages dann doch nachkriechen und vielleicht nachwinseln müssen, so ist das jene Gernegross-Politik von Liliputanern, die uns nur Blamage über Blamage einträgt und alles eher bewirkt, als Mehrung der „Würde“ der Schweiz.

Die Affaire Tonello wie die Affaire W o r o w s k y zeigt wieder mit trauriger Deutlichkeit, was für moralisch und intellektuell dafür gleich ungeeignete Männer in dieser wichtigen Zeit die Geschicke der Schweiz bestimmen.

5. Und nun nach dem Traurigen das Erfreuliche: D e u t s c h l a n d hat seinen Eintritt in den Völkerbund angemeldet! Das ist ohne Zweifel ein grosses Geschehnis. Wie gerne wollten wir uns darüber ohne Rückhalt freuen! Daran hindert uns die Tatsache, dass leider bis jetzt aus Deutschland fast nur Stimmen gehört werden, wonach Deutschland den Völkerbund nach Möglichkeit für seine eigenen Interessen ausbeuten solle, ja noch schlimmere, und kaum eine (etwa die Försters und der Pazifisten ausgenommen) die verlangte, dass es dem Völkerbund selbst seine treue Mitarbeit bringe, und dass auf der andern Seite der Barrikade Vorsichtsmassregeln getroffen werden, um seinen Einfluss im Rate zu paralysieren. Auch wird die Aufrollung schwieriger Streitfragen durch Deutschland grosse Gefahren mit sich bringen. Man hat also alle Ursache, um dieser Wendung willen, die dem Völkerbund zum höchsten Segen gereichen sollte, für seine Zukunft besorgt zu sein. Trotz

aledem wollen wir uns freuen. Und wir wollen glauben, dass auch die besten deutschen Kräfte sich immer mehr am Werke der neuen Organisation des Völkerlebens beteiligen werden, und dies nun ohne allzu einseitige Verfolgung wirklicher oder vermeintlicher nationaler Interessen. Möchten darum auch die bisherigen Glieder des Bundes das Vertrauen zu Deutschland aufbringen, ohne das es keine rechte gemeinschaftliche Arbeit gibt.

6. Endlich etwas fast uneingeschränkt Gutes: der Anschluss Amerikas an den Internationalen Gerichtshof. Das ist fast wie ein Eintritt in den Völkerbund selbst, trotz aller offizieller Verwahrungen dagegen, die vielmehr bloss beweisen, dass eine sehr starke amerikanische Strömung den Schritt eben doch so versteht. In der Tat ist gerade bei der Auffassung des Rechtes, die dem Amerikaner eignet (dem dieses viel mehr als uns mit Gerechtigkeit und Moral zusammenfliesst), der Anschluss an eine rechtliche Institution für Amerika viel wichtiger, als der an eine rein politische.

Wenn man zugleich beobachtet, dass Russland offenbar seine Haltung gegenüber dem Völkerbund neu überlegt (ebenfalls trotz aller Verwahrungen!), so wird klar, welche gewaltige Entwicklung dieser zu erleben im Begriff ist. Freilich wird die Schuld der Schweiz desto grösser, wenn sie durch kleinliche Haltung Russland einen Vorwand liefert, der Abrüstungskonferenz des Völkerbundes fern zu bleiben.

Alles in Allem haben wir im Angesicht dieser Ereignisse, trotz dem Trüben und Schweren daran, Ursache zur Freude und Hoffnung.

Die Volksversammlung zur Besprechung der Abrüstungsfrage, die am 8. Februar im Schützenhaus in St. Gallen stattfand, ist ein bedeutsames Ereignis, das nicht kleine Wirkungen haben wird. Die „Neue helvetische Gesellschaft“ (die leider sonst in einen gewissen Schlaf versunken ist und zu sehr der Reaktionszeit ihren Tribut bezahlt, statt gegen sie angekämpft hat) veranstaltete eine sogenannte kontradiktoriale Versammlung zur Besprechung des Abrüstungsproblems und lud dazu die verschiedenen politischen Parteien ein. Der grosse Saal sei überfüllt gewesen. 1500 Menschen lauschten den Vorträgen und der Diskussion bis über Mitternacht hinaus, was für Schweizer Verhältnisse etwas bedeuten will. Der Hauptredner des Abends war Prof. Ernst Bovet, der Generalsekretär der schweizerischen Vereinigungen für den Völkerbund. Er forderte in seiner begeisternden Art die Abrüstung, zog sich aber, nach den Zeitungsberichten, von der letzten Konsequenz auf die „Tragik“ zurück, die uns nicht erlaube, als das recht Erkannte sofort zu verwirklichen und wies auf die in der Welt noch vorhandenen Konfliktstoffe hin. Mir scheint die Tragik darin zu bestehen, dass ein Mann wie Prof. Bovet vor ihr sich resigniert, und was die Konfliktstoffe betrifft, so können wir doch nicht erst abrüsten, wenn keine solchen mehr vorhanden sind. Dann wäre die Abrüstung unnötig geworden. Vielmehr müssen wir gerade darum abrüsten, damit die Konfliktstoffe unschädlich werden und durch das Recht erledigt werden, statt durch die Gewalt. Den radikalen Standpunkt vertraten unsere Gesinnungsgenossen Dr. Frank als Korreferent und Dr. Weber und Dr. Huber als Votanten in der Diskussion, während Dr. Kobelt als zweiter Korreferent und Dr. Scherrer als Diskussionsredner die Abrüstung bekämpften, zum Teil, nach den Berichten, mit seltsamen Gründen (z. B.: So lange noch ein Mensch in seinem Innern den Krieg nicht überwunden habe, sei eine Armee notwendig — ein etwas kostspieliges Vergnügen!), Herr Pfarrer Heim Prof. Bovet unterstützte und Herr Schenkel für die Vereinigten Staaten von Europa eintrat. Nach dem offenbar allgemeinen Eindruck hat an diesem Abend die Sache der Abrüstung bei weitem obgesiegt. Unsere St. Galler Freunde zeigen, welches der Weg eines echten Sozialismus ist.

Der Eindruck dieser Versammlung auf die ganze deutsche Schweiz ist gross. Die Abrüstung, und zwar die völlige, ist auch für die bürgerliche Welt ein ernst zu nehmendes Problem geworden. Das ist ein grosser Schritt nach vorwärts!

Bern: Zusammenkunft der „Freunde der Neuen Wege“, Sonntag, den 14. März, abends 8 Uhr, im Grünen Saal des Volkshauses. Vortrag von Pierre Ceresole aus Zürich über Ralph Waldo Emerson.

Von Büchern

1. Kleine Anzeigen.

Ernst Hauri: „Wie wir Gott kennen lernen.“ Ein Büchlein für besinnliche Knaben und Mädchen. 103 S. Verlag Kober, Basel 1925.

Es erscheint mir als eine Pflicht der Dankbarkeit, dieses Büchlein anzugeben, mit dem ich bei Kindern gute Erfahrungen gemacht habe. Auf eine neue und sicherlich gute Art wendet sich der Verfasser an die Jugend. Er lässt nämlich Kinder selber ausgiebig zu Worte kommen, die erzählen da von dem, was sie selber schon von Gott gespürt und erlebt haben. Auch sonst wird in frischer, auch Kindern durchaus verständlicher Sprechweise immer von dem ausgegangen, was Kinder selber erleben. So wird von Gott, Schöpfung, Gewissen und vom Gutwerden geredet und geht es schliesslich bis ins Tiefste des Evangeliums: zu Jesus Christus, der Gesinnung der Bergpredigt, dem Kreuz, der Hoffnung aufs Gottesreich. Immer mit möglichst wenig fremdartigen biblischen Ausdrücken, sondern ganz in unserer eigenen Sprache und so, dass all dieses Grosse als Ziel für unser eigenes Leben offenbar wird; und doch ist es in nichts abgeschwächt, sondern bleibt in seiner ganzen seltsamen Grösse stehen und wird gerade so mit dem Leben der Kinder verbunden. Es ist also nicht im schlechten Sinn den Kindern „angepasst“, sondern da wird z. B., wo vom Unrechtleiden die Rede ist, der feine, so ganz „unpädagogische“ Gedanke ausgeführt, dass Kinder besonders viel Unrecht von Erwachsenen zu tragen haben und warum dies so ist. Das Büchlein verdankt nach des Verfassers eigenem Geständnis seine Anlage dem grossen Begründer der Erfahrungstheologie Friedrich Schleiermacher, aber man merkt auch etwas von Blumhardt darin. Ich möchte alle diejenigen, welche die Aufgabe haben, Kinder zu Gott zu führen — Eltern, Religionslehrer, Pfarrer, Erzieher im weitesten Sinn — nachdrücklich auf das Büchlein aufmerksam machen.

„Jesus als Charakter.“ Von Johannes Ninck. 3. Auflage. 1925. J. C. Hinrichs, Leipzig.

Dieses Buch mit dem etwas auffallenden Titel hat bei seinem ersten Erscheinen Aufsehen erregt und dem Verfasser seine Stelle gekostet und zwar darum, weil darin das Dogma von der „Sündlosigkeit Christi“ nicht genügend gewahrt schien. Wir haben es damals in den „Neuen Wegen“ ausführlich besprochen. Es schien uns nicht nur als Zeugnis eines freien und tapferen Geistes, dem Verfasser, der damals Pfarrer der „positiven“ Minoritätsgemeinde in Winterthur war, Ehre zu machen, sondern auch als ein Weg zu Christus einen bedeutenden Wert zu haben. Denn es mag ja für solche, die die „Gottheit“ Christi noch nicht zu sehen vermögen, der erste Schritt zu solchem Sehen zu sein, dass sie sich in seine „Menschheit“ vertiefen, in der und durch die sich ja die Gottheit kund tun will. Nicht für Alle mag dies ein Weg sein, aber für Viele.

In theologischen Kreisen wird man freilich dieser Methode heute abwei-

die Vinet seiner Inspektionsbehörde alljährlich gibt. Da legt er Rechenschaft ab über alle Probleme der Psychologie, des Sprachunterrichtes und der Erziehung überhaupt (denn aller Sprachunterricht ist ihm bewusst der allgemeinen Erziehungsaufgabe untergeordnet und jeder Lehrer hat neben und über seiner besonderen Fachaufgabe diese allgemein-menschliche Pflicht). Und dann die Briefe und Tagebuchblätter, die dort so reichlich angezogen werden!

Dieser Erzieher war auch einst ein Kind gewesen, das Kind eines merkwürdig strengen Vaters, der in jungen Jahren in Ouchy den Zoll eingezogen, später in der deutschen Schweiz Abschreiber und schliesslich in einer Amtsstube auf dem Lausanner Rathaus Sekretär geworden war. Ich kenne aus der Menschheitsgeschichte kein Verhältnis zwischen Vater und Sohn wie das, welches sich dem Leser des Briefwechsels dieser beiden Männer entrollt. Von der Abreise des zwanzigjährigen Sohnes nach Basel bis zum Tode des Vaters haben die beiden an Anlagen und Bildung so ungleichen Menschen in einem offenen und fruchtbaren Austausch gestanden, der einem um so wunderbarer vorkommt, wenn man hört, wie Alexander mit vier Jahren bei jeder Rückkehr des puritanischen Vaters sich krampfhaft vornahm, nicht zu weinen — und doch immer wieder weinen musste. Viele übertriebene Theorien moderner Psychanalytiker werden dadurch ebensowohl in ihre Schranken zurückgewiesen wie durch Försters, auf reicher Erfahrung beruhende Bemerkungen.

Darum sind mir unter Vinets Aeusserungen auch keine wichtiger und lieber als diejenigen, die er über die „Erziehung der Erzieher“ macht, wo er vor allem an die Erziehung der Eltern denkt. Wir wollen nicht vergessen, dass wir diese Aufgabe, die wichtigste von allen, noch kaum an die Hand genommen haben.

Grund zum Jammern?

Ich denke: nein. Sondern: jetzt erst recht haben wir alle Ursache, die Hand an den Pflug zu legen und nicht zurückzuschauen.

Fritz Wartenweiler.

2. Eingegangene Bücher.

Hendrik de Man: Zur Psychologie des Sozialismus. Eugen Diedrichs, Jena 1926.

Friedrich Heiler: Der Katholizismus. Seine Idee und seine Erscheinung. Ernst Reinhardt, München.

Friedrich Heiler: Katholischer und evangelischer Gottesdienst. Ernst Reinhardt, München.

Friedrich Heiler: Christlicher Glaube und indisches Geistesleben. Ernst Reinhardt, München.

Friedrich Heiler: Apostel oder Betrüger. Dokumente zum Sadhustreit. Friedrich Reinhardt, Basel.

Paul Häberlin: Das Gute. Kober, Basel.

Willi Kobe: Mahatma Gandhis Welt- und Lebensanschauung. Agentur des Rauen Hauses, Hamburg, 1926.

Eduard Thurneysen: Christoph Blumhardt. Chr. Kaiser, München.

Wilhelm Michel: Martin Buber. Sein Gang in die Wirklichkeit. Rütten und Lüning. Frankfurt a. Main.

(Fortsetzung folgt.)

Druckfehler.

In Nr. 2, Seite 66, Zeile 10 von unten ist statt „vielfach“ „vielleicht“ zu setzen; Seite 93, Zeile 17 von oben „vor“ statt „von“ Russland.